

Es ist womöglich eine Einschränkung, wenn ich behaupte, dass sich Jamieson Websters Text *Endnoten – Palliativpflege in Zeiten einer Pandemie* sehr amerikanisch liest. Allerdings sagt uns das die Autorin selbst, wenn sie sich dabei beobachtet, wie ihre Konfrontation mit dem Coronavirus als Psychotherapeutin auf einer Palliativstation in New York City vor allem eines aufwirft: den Gedanken an die amerikanische Freiheit. Hier beginnt bereits die erste Spaltung, hier droht das Virus in seiner grenzenlosen Ausbreitung über die Grundsätze der Demokratie hinwegzutäuschen, wie Webster schreibt. Die Spaltung, die ich meine, ist diejenige zwischen *freedom* und *liberty*, der tatsächlichen Freiheit des Subjekts, eine Freiheit, die man sich nimmt, und der institutionalisierten Freiheit der Gemeinschaft, eine Freiheit, die man bekommt. Die Liebe zur (persönlichen) Freiheit ist für Webster ein Idol, ein Trugbild also, dem das Subjekt mit großer Begeisterung verfällt. Die Coronakrise höhlt die einseitige Liebesbeziehung zwischen Freiheit und Subjekt mehr und mehr aus, genauer noch zwingt sie uns, zu verstehen, dass man sich die Freiheit weder nehmen kann, noch dass sie einem gegeben wird. Auch nicht von einem Virus. Webster beschreibt diese Erosion, die weniger ein linearer als vielmehr ein zyklischer Prozess ist, anhand von Lacans Logik der Zeit im Gefangenendilemma: Ich treffe eine Entscheidung, während ich mich noch immer frage, was ich eigentlich tun soll, und alle schauen dabei zu.

Warum aber ist das Gefangenendilemma in Websters Text eines, das sich in den USA abspielt? Im amerikanischen Original ist fast ausnahmslos die Rede von »freedom«, bis auf die Stelle, an der Webster das Plakat einer wütenden Aktivistin in Michigan zitiert, auf dem steht: »Give me Liberty or give me Death.« Und wer soll nun dieser Amerikanerin ihre Freiheit geben? Die neue Rechte